



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brandes, Ernst: John Brinckman

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jede Waldwiese, jeder malerische alte Weg um jeden Preis unversehrt bleiben müßte, sondern davon, daß man keine Verordnungen geben sollte, die dahin führen, daß von allen diesen Dingen bald überhaupt nichts mehr zu finden sein wird, daß Schönheit und Poesie völlig zwecklos oder um eines geringfügigen materiellen Vorteils willen hingeopfert werden. Eine tiefer blickende Staatsweisheit würde sich nicht bei einem schablonenhaften Verfahren beruhigen, das wie das heute beliebte, von dem einseitigsten materiellen Gesichtspunkte ausgehend, die Erde so zuschneidet, wie es vom grünen Tisch aus gesehen das passendste zu sein scheint. Sie würde vielmehr nicht rasten, bis eine Form gefunden wäre, die es ermöglichte, die wirklich wünschenswerten landwirtschaftlichen Verbesserungen den bäuerlichen Gemeinden zuzuführen, ohne daß darüber die natürliche Anmut der Landschaft preis gegeben werden müßte. Von Fall zu Fall müßte operirt werden, nicht nach abstrakter Theorie. Daß dies schwieriger durchzuführen sein würde, als alles über einen Kamm zu scheeren, versteht sich von selbst. Aber es würde sich lohnen.

Ich schließe mit den Worten, die ein ausgezeichnete Mann nach Veröffentlichung des „Heimatschutzes“ an mich richtete: „Sie haben den Zeitgenossen einen Spiegel vorgehalten und den Schaden aufgedeckt, der unausbleiblich als eine geistige Verarmung und als ein Ersterben des Sinnes für die Schönheit der Schöpfung Gottes eintritt, wenn Nutzen und Gewinn und sinnlicher Genuß die stärksten Motive sind für die menschliche Thatkraft.“

E. R.



John Brinckman

Von Ernst Brandes (Strasburg in Westpreußen)



Die plattdeutsche Litteratur ist keineswegs so jung, wie die Durchschnittsbildung zu glauben pflegt, denn es hat fast zu allen Zeiten tüchtige Persönlichkeiten in Niederdeutschland gegeben, die dem gemeinen Mann „aufs Maul zu sehen“ verstanden und in seiner Sprache schrieben. Eine wirkliche und nachhaltige Bedeutung für die Litteraturgeschichte haben allerdings die plattdeutschen Schriftsteller erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts gewonnen, nachdem das Plattdeutsche als Umgangssprache in weitem Kreise, besonders in den größern Küstenstädten Norddeutschlands allmählich den Boden verloren hatte — eine

Thatfache, die zwar widerspruchsvoll zu sein scheint, aber durchaus logisch und begreiflich ist. Denn als durch die großartige Ausdehnung des Verkehrs die provinzielle Abgeschlossenheit überall mehr und mehr aufgehoben wurde, mußten auch die plattdeutschen Landesteile ihre jahrhundertlang gepflegte sprachliche und ästhetische Sonderstellung aufgeben und notgedrungen den ihrer Behaglichkeit unbequemen Anschluß suchen. Sie sträubten sich aber gegen diesen Zwang und bemühten sich, ihre Eigenart in letzter Stunde noch damit zu retten, daß sie mit frischen und großen Kräften in den litterarischen Wettbewerb mit dem Hochdeutschen eintraten. Und da die neuere Zeit ein allgemeines Verständnis angebahnt hatte, so fanden die besten plattdeutschen Dichter auch bald in ganz Deutschland Anklang und Beifall.

Freilich nicht alle. Nur Klaus Groth und Fritz Reuter sind vollständig durchgedrungen und fast zu einem Weltruf gelangt; John Brindman aber ist ziemlich unbekannt geblieben, obgleich sich mancher für ihn bemüht hat. Erst ganz neuerdings (vielleicht in Folge eines übrigens nur kurzen und unvollständigen Aufsatzes seines glücklichen Landsmanns Heinrich Seidel im *Daheim*, 1893) scheint wenigstens das Hauptwerk Brindmanns „Kasper-Dhm un id“ mehr gelesen zu werden, wie aus dem Erscheinen der fünften, jetzt vielleicht gar schon der sechsten Auflage geschlossen werden darf. Aber wie lange hat das gedauert, wenn man bedenkt, daß der Dichter vor achtzig Jahren geboren wurde und schon fast siebenundzwanzig Jahre tot ist!

Von John Brindmans Leben wissen wir nicht viel, aber immerhin genug, um den Kern seiner Persönlichkeit begreifen zu können. Er wurde als der Sohn eines ursprünglich wohl begüterten Reeders in Rostock am 3. Juli 1817 geboren und verlebte am Warnowstrande eine fröhliche und ziemlich ungebundene Kinderzeit, die sich zum Teil in seinem „Kasper-Dhm“ wieder spiegelt. So entspricht z. B. der tolle Streich auf dem Ballastplatz (Andrees läßt von seinen als Türken verkleideten Kameraden ein größeres Schiffsmodell vor den Augen des verschrobenen sächsischen Professorsohnes in die Luft sprengen) wirklichen Vorkommnissen; denn angeregt durch den griechischen Freiheitskrieg übte sich die Rostocker Jugend der zwanziger Jahre öfter in der Sprengung derartiger Pulverminen, und der Vater des Verfassers hätte bei einer solchen Gelegenheit fast sein Augenlicht eingebüßt, weil der Schwefelsaden die Entzündung gerade in dem Augenblick herbeiführte, als sich der Knabe über den Sandhaufen bückte, um nach der Verzögerung der Explosion zu spähen. Auch die sächsischen Professoren und Professorenöhne, die in „Kasper-Dhm“ durch Knallerballer, alias Doktor Spirix, und seinen Sohn Eucharis-Eikater vertreten werden, sind eine Eigentümlichkeit des damaligen Rostock gewesen: der allmächtige Gottfried Herrmann versorgte die Rostocker Universität von Leipzig aus mit solchen, nicht unbedingt zum Vorteil des gegenseitigen Verständnisses von Lehrer und Schüler (denn verschiedene Universitätsprofessoren waren gleich-

zeitig Gymnasiallehrer), wie mancher mir von meinem Vater mitgeteilte Scherz beweist. Der beliebteste Lehrer war damals Dr. Wilbrandt, der Vater Adolf Wilbrandts, und bei ihm — wenn ich nicht irre — hat sich auch der junge, etwa sechzehnjährige John Brinckman durch einen deutschen Aufsatz über die Freiheitskämpfe der alten und der modernen Griechen so ausgezeichnet, daß seine Mitschüler noch als alte Leute von der Schärfe seines Urteils und der Kraft seiner Darstellung sprachen, mit der er im Gegensatz zu der allgemeinen Griechenverhimmlung die außerordentliche Verschiedenheit der modernen Griechen und Griechenkriege von den alten betont hatte. Verrät sich darin Frühreife, ja fast ein genialer Weit- und Tiefblick, so zeigt das Interesse, das der Knabe schon an einer so abenteuerlichen Figur wie der des großartigen, sich zum Mittelpunkt aller Dinge machenden Lügenboldes Peter Lorenz nahm, eine besondere Empfänglichkeit für alles außergewöhnliche und eine scharfe Erfassung höchst eigentümlicher Individualitäten (s. Peter Lorenz bei Abukir, Kleine Erzählungen, besonders S. 303).

Spätestens mit 17^{3/4} Jahren, also Ostern 1835, muß Brinckman die Universität Rostock bezogen haben, wo er bald vom Recht zum Studium der neuern Sprachen und Litteraturen überging. Doch litt es ihn nicht mehr lange in der Heimat: die Enge der mecklenburgischen und besonders der Rostocker Verhältnisse, über die er mit vielen andern stets geklagt hat, trieb den wanderlustigen in die Ferne und zwar zunächst nach England. Von dort ging er nach Newyork, wo er sieben Jahre als Sekretär der brasilianischen Gesandtschaft arbeitete und sich innerlich und äußerlich als Englishman vervollkommnete. Die englische Litteratur ist denn auch seine besondere Liebe und Stärke geblieben, wie sich überall in seinen Werken zeigt; andrerseits hat er später auch in kleinen und fast ärmlichen Verhältnissen mit einer gewissen Absichtlichkeit den Weltmann und den „Sohn“ betont und zur Schau getragen. Als ihn dann 1846 nach etwa neun Wanderjahren das Heimweh wieder nach Mecklenburg zurücktrieb, fand er in den alten Verhältnissen für sich nur kümmerlich Platz; er wurde zunächst — fast mit dreißig Jahren! — Hauslehrer und errichtete bald darauf eine Privatschule und Pensionsanstalt in Goldberg. Auch seine Anstellung an der Realschule zu Güstrow (1849) als Lehrer der neuern Sprachen brachte ihm wenig Gewinn und keinen seiner Person entsprechenden Wirkungskreis. Die Besoldung war so elend, daß er in zwanzigjähriger Dienstzeit schließlich nur auf siebenhundert Thaler kam und seine Kraft deshalb in zahllosen Privatstunden vergeuden mußte, um sich mit seiner großen Familie einigermaßen durchzuschlagen.

Wie er es aber in seiner äußern und sozialen Entwicklung zeitlebens zu keiner nennenswerten Stellung gebracht hat, so ist er auch als Dichter in seinen Erfolgen hinter Klaus Groth und Fritz Reuter weit zurückgeblieben und eigentlich in weitem Kreisen fast unbekannt am 20. September 1870 in Güstrow

gestorben. Er selbst hat die Thatsache, daß er nicht durchzudringen vermochte, auf seine drückenden Verhältnisse geschoben und zu Seidel einmal mit naivem Selbstbewußtsein geäußert: „Sa, hätt ich nicht die große Familie und müßt ich nicht den ganzen Tag Privatstunden geben, da wäre ich schon ebenso berühmt wie Fritz Reuter!“ Gewiß wird das ein starker Hemmschuh für ihn gewesen sein, aber ist es Reuter anfangs nicht noch schlimmer ergangen? Wie haben den seine bösen sieben Festungsjahre aufgehalten und mit der häßlichen Angewöhnung, die er aus ihnen heimbrachte, noch lange Zeit gehindert, ganz abgesehen davon, daß er 1850, also in seinem vierzigsten Lebensjahre, eine noch kläglichere Fronlehrerei als Brinckman auf sich nehmen mußte (die Stunde für zwei gute Groschen!), um endlich heiraten zu können. Die Gründe liegen also doch wohl tiefer und sind nicht bloß in äußern Zufälligkeiten zu suchen.

Das Geburtsjahr der plattdeutschen Dichtung oder richtiger das Jahr ihres wirklichen Eintritts in die deutsche Litteratur ist und bleibt 1852: in diesem Jahre erschien Klaus Groths „Quickborn.“ Das große und unvergängliche Verdienst des holsteinischen Dichters liegt darin, daß er in genialster Weise niederdeutsche Kraft mit hochdeutscher Bildung zu verschmelzen wußte. Die Vorwürfe, die ihm vielfach gemacht worden sind, beruhen zum Teil auf der Verkennung dieser Thatsache. Wie hätte auch ein moderner Dialektdichter, der noch dazu als Lehrer den hochdeutschen Bildungsgang durchgemacht hatte und der für Schiller und Goethe schwärmte, die Vorzüge der hochdeutschen Bildung unterschätzen können und sie nicht schon unwillkürlich in sich aufnehmen müssen? Das Hochdeutsche hatte sich einen Stil im weitesten Sinne geschaffen, und darauf durfte und mußte Klaus Groth fußen. Daher stammt denn nicht nur seine treffende Ausdrucksweise, sondern auch sein klingender Rhythmus und oft auch seine Art zu denken und zu fühlen. Insbesondere hat seine „Sentimentalität,“ die übrigens nicht allzustark und nicht allzuhäufig hervortritt, daher ihren Ursprung, man mag sie nun in dem Tone des Ganzen für einen gewissen Vorzug halten oder für einen Fehler, für eine Ankränkelung durch die Blässe des Gedankens. Wegzudenken ist sie jedenfalls nicht und wegzuwünschen kaum oder selten, denn sie bildet oft einen nicht unangenehmen Gegensatz zu der Wucht der niederdeutschen Sprache und zu der derbern Kraft mancher Gedichte. Überhaupt ist der Reichtum an Tönen und die Fülle von Stoffen bei Groth geradezu erstaunlich. Neben zarten Liebesliedern, neben schwermütigen Klängen der Trauer und der Sehnsucht und eigentümlichen Landschaftsbildern, deren Moor- und Heide Stimmung oft an die besten Sachen von Hebbel und Annette von Droste-Hülshoff erinnert, stehen kräftige Volkslieder und neckische Scherzgedichte von feinstem Humor; ja auch in der geschichtlichen und sagenhaften Ballade (Ut de ol Krönk und Wat sik dat Volk vertellt) hat sich Klaus Groth mit Glück versucht. Außer dem mehr lyrischen findet sich aber auch breiter und episch angelegtes voll niederdeutscher Behaglichkeit und

nordischer Gefühlstiefe; ich verweise auf die Familienbilder, auf Ünnermeel (Mittagsruhe) und auf Hanne ut Frankrik, wo der schon von Voß angewandte plattdeutsche Hexameter nicht ohne Geschick benutzt ist. Ganz für sich steht Hans Unruh, der letzte Zigeunerkönig mit seinem düstern und sonderbaren Kolorit. Aber auch dieser Ton durfte nicht fehlen, da die Zigeuner, wie andre Geschichten aus Holstein beweisen, in dem niederdeutschen Volksleben eine Rolle gespielt haben. Auf den breiteren plattdeutschen Boden kehrt Klaus Groth dann wieder mit längern humoristischen Gedichten zurück wie *De Fischtog na Ziel* u. a., deren Läschenton allerdings von dem Reuters sehr verschieden ist.

Das alles findet sich schon in der dritten Auflage des „Quickborn“ vom Jahre 1854. Seitdem ist nur wenig und in seiner Art kaum neues hinzugekommen (denn die spätern Sonette sind mehr hochdeutsch als eigenartig), ähnlich wie seinerzeit bei Uhland, mit dem Klaus Groth überhaupt manche Verwandtschaft zeigt. Mit dieser mehr reichhaltigen als umfangreichen Gedichtsammlung hat Groth aber nicht nur in ganz Deutschland den größten Anklang gefunden, sondern namentlich in seiner Heimat und den plattdeutschen Nachbarländern bei dichterisch angelegten Persönlichkeiten lauten Nachhall geweckt. Das sieht man schon, wenn man die verdienstvolle, aber nicht recht charakterisirende Sammlung von C. Regenhardt (*Die deutschen Mundarten, I: Niederdeutsch*; Berlin, C. Regenhardt [1895]) zur Hand nimmt, wo S. 84 bis 183 Proben von den holsteinischen Dichtern gegeben werden; vgl. besonders Johann Meyer, Johann Fehrs und Paul Trede.

Noch deutlicher wird das im einzelnen bei John Brinckman, dessen „Vogel Griep, ein Döntenbof“ 1859 bei Dpitz in Güstrow erschienen ist. Mir liegt ein vor zwei Jahren neu gekauftes Exemplar der immer noch ersten Auflage vor, das auf vergilbtem Löschpapier gedruckt ist. Ein besseres Schicksal und mehr Auflagen hätten diese Gedichte wahrlich verdient! Wie schön und ergreifend klingt nicht gleich zuerst Brinckmans Widmungsgebidicht an seine Vaterstadt Rostock, die den Greifen im Wappen führt und der zuliebe er seiner Sammlung gerade diesen Namen gegeben hat: das Heimweh hat ihn erfaßt und nach Hause getrieben, als er in der Bucht von Halifax einst neben vielen andersbeslagten Schiffen den alten lieben Vogel Greif sah. Durch Zartheit und Tiefe der Empfindung zeichnen sich denn Brinckmans Gedichte überhaupt fast durchweg aus, und zwar zunächst seine Liebeslieder, von denen einzelne freilich (z. B. *Wat mag ic di girn*, S. 78) in ihrem ganzen Ton entschieden Groths Einfluß verraten. Aber Brinckman ist nicht so voll und umfassend wie sein Vorgänger; er vermag zwar eine ganze Reihe von Situationen aus dem ländlichen Liebesleben in verschiedenen Gedichten zu schildern: die Annäherung (*Wenn Müms dat nich sät*, S. 77 und *Mu lat mi los*, S. 80), die Entwicklung des Verhältnisses und den Höhepunkt (*Wigöschén*, *More schellt*) und die Trennung (*Wat wist du 't noch versteken* und *Er is as mücht je*

wenen) oder die schlimmen Folgen (Marik S. 199). Aber eigentliche Variationen sind gering und auch nicht recht neu. So geht z. B. das sonst schöne Gedicht: Sin Hoar was gel (S. 189) nach der Heinschen Melodie: Ein Jüngling liebt ein Mädchen; nur daß hier in den einfacheren Verhältnissen der abgewiesene Knecht nach Amerika auswandert und der begünstigte Bauernsohn die Dirne schmählich im Stich läßt. Immerhin wird man die Anmut und zarte Auffassung Brinckmans, aber auch den wiegenden Rhythmus und die Musik seiner Verse aus folgendem Gedicht erkennen, wo sich das Erwachen der jungen Liebe in einer eigentümlichen Herzbelemmung äußert:

Hartspann

Mi is, id weet nich, wo mi is,
 Ick glöw, min Hart, dat steit,
 Als ob furts dal id fallen müßt,
 Wenn Hans vöräwer geit.

Denn schütt mi so to Kopp dat Blot,
 Bör de Dgen wat mi't swart;
 Ick warr denn as sonn Krewt so rot,
 Mi spannt dat so dat Hart.

Mi is denn so biswögt; id weet,
 Dat treckt sacht wedder weg,
 Wenn 't mi eens orig awschüren leet
 Un Hans da wat vun segg.

Ick weet woll, wenn id em man ber —
 He klöwt da achter Stamm —
 Wat he to Leew mi't sacht eens ber,
 Man 't schäm mi so vör em.*)

Auch auf andern Gebieten hat Brinckman manches sehr Hübsche hervorgebracht. Wie prächtig weiß er nicht die frische Jugendlust und Lebensfreude der „Jungs“ zu schildern, die im Dorfteich mit Gänsen, Enten, Schweinen und Kälbern um die Wette plätschern, während der verlassene Hund am Ufer „jault“ (In'n Dik). Ein andermal zeigt er uns einen wilden, mutigen Bengel, der in die Koppel schleicht und dort vor den Augen des heimlich laufenden Waters das wildeste Fohlen reitet (Inne Koppel). Auch die Kinderlieder sind

*) In einem Anhang zum „Bagel Grip“ deutet Brinckman die Grundsätze seiner Rechtschreibung an und giebt ein kurzes Wörterverzeichnis. Unsre Augen haben sich aber inzwischen an die Reutersche Orthographie gewöhnt, sodaß ich glaubte, des leichtern Verständnisses wegen an verschiedenen Stellen ändern zu müssen. Furts = sofort; schütt = schießt; biswögt = ohnmächtig; orig awschüren = ordentlich durchschütteln; ber = bitte; klöwt = haut; der = thäte; sacht = wohl, gern.

frisch empfunden. Daneben finden sich einige gelungne Humoristika, z. B. Stutenolsch, wo das in die Wiege gelegte kranke Schwein für das jüngst geborne, dem Vater recht ähnliche Kind gehalten wird, oder Scholmeister Boars, wo der Lehrer sein Prügellamt mit trefflichen Bemerkungen würzt. Anekdotenhaft zugespitzt ist Don un Laten (Thun und Lassen): der alte Pastor Reuter begegnet auf seinem Abendspaziergange dem Bauer Stoffer Dön, der wieder einmal betrunken aus der Stadt heimkehrt, obgleich er seinem Seelenhirten doch fest versprochen hat: „Wenn he dat der (thäte), he künnt 't of laten“; der geriebne Bauer setzt dem erzürnten aber mit einiger, in seinem Zustande begründeter Umständlichkeit auseinander, er hätte unter thun: bezahlen verstanden und lassen hieße: „Twee Pott, denn bün 't so vull nich gaten (gegossen), dat id nich noch twee Beigel leet (ließe)!“ In ähnlicher Weise bietet Förster Knop (S. 172) klassisches Sägerlatein. Auch der melancholische Ton fehlt nicht; er klingt am schönsten im „kranken Sän,“ wo ein Sterbender von den Herrlichkeiten der Welt Abschied nimmt. Besonders ergreifend wirkt in dem zweiten Gedicht der Abzug der Kraniche (Sünd dat de Kronen, Moder?), mit dem nach einem Traum des Kranken seine letzte Hoffnung: der Abzug des Fiebers verknüpft ist — anders als er meint.

Doch die eigentliche Stärke der Brinckmanschen Poesie liegt nicht auf diesen Gebieten, sondern in dem innigen Zusammenhange des Dichters mit der Natur. Das fühlt man schon, wenn er in drei Gedichten den—thestesten Dorf-vogel, den mit Recht beliebten Kreboar (Storch) preist; wenn er um die alte hundertjährige Eiche trauert, die der Holzwart niedergeschlagen hat und mit der all seine Erinnerungen verknüpft sind (De oll Ek); wenn er von den Erlebnissen des Apfelbaumes singt und dann später in dem langen „Ruklas“ (= Knecht Ruprecht) die Angst des Tannenbäumchens schildert, das vor Kälte zu sterben glaubt und doch schließlich vom Holzwart als Weihnachtsbaum geholt wird; oder wenn er die Kinder warnt, nach den gelben Nixenblumen, den Mummeln, zu greifen, weil sie die Wassermuhme leicht zu sich herabziehen könnte und sie dann selber „Mömen“ würden — Spukgeister zum Graus der Menschen. Ein besonders inniges Verhältnis hat der Dichter zu den Jahreszeiten. Er freut sich des lustigen Schneetreibens, „rein as ob de Winter dun (dann) koppheister schöt äwer Stoc un äwer Tun“ (= Zaun) (Sneedrewel): die Müllergesellen prügeln sich eben, aber groß ist die Pracht des Winters doch, der „witt Blömes as Lilgen so witt“ an die Fensterscheiben malt, die dann beim Schein des Vollmonds in richtiger Edelsteinpracht blitzen, „as wiren rod Rosen damank“ (Mülle-gesellen, S. 203 ff.). Fast noch lieber ist ihm aber das Tauwetter, wenn die Sonne den Winter beim Schopf faßt und ihm seinen Bart und seine weißen Haare ausreißt (Däuwere). Die Sonne wird dann noch in einem besondern Hymnus und in einem ganz eignen Vergleich gefeiert, von dem hier wenigstens zwei Strophen stehen mögen (De Sün):

So ihrbar stigt se da nu rup,
 As wull s' to Kirch hento;
 As harr se ehr Gesangbok mit, —
 De güllen Snitt,
 De lücht un blänkert so.

So freudig geit s' un doch so irnst,
 As harr se gistern bicht; —
 So still un wahrhaft in sid kührt,
 As een, de 't wirt,
 Dat he Vergewung frigg't. *)

Sich glaube kaum, daß man das feierliche Emporstiegen der Sonne plattpoetisch besser ausdrücken kann. Der Lenz weckt dann in der Brust des Dichters dieselben ahnungsvollen und freudigen Hoffnungen wie in jeder fühlenden Brust; aber die Schilderung der alten und immer wieder neuen Frühlingspracht spitzt sich in folgendem, fast überall echt plattdeutsch empfundenen Gedicht schließlich zu einem feinen Vergleich zu.

Früjoar

Nu schient de Sünm so warm un hell
 Up Feld un Wald un Wisch;
 As Sülwer blänkern Bek un Söll,
 Un allens süht so frisch,
 So grall, so quick ut un vergnögt,
 As een, de inslöp üngewegt
 Un, nu he orig slapen,
 Mitt beid sin Ogen apen.

Wo kwinkleert de Lewark schön,
 Wo lustig quakt de Pogg!
 Da achter schient de Saat so grön,
 De Weit, de Rapp un Rogg, —
 Dat kümmt sid ganz gefährlich all;
 Dat helpt sid mal, da kann sid ball,
 Börut tenz bi de Eken,
 Ne Kreih all in versteken.

De Fleder un de Stickelber,
 Wo smuck dat an sid lett!
 De hew all grote gröne Blär
 Un richtig an all sett;
 Man äwerst üns' oll Appelbom,
 De rekt sid noch, as halw in Drom,
 As würd da nicks verseten,
 Slöp he ok noch 'n beten.

Nu kiek eens diff twee Knuppens, kiek!
 Sehn s' nich as Eier ut,
 De sickt all hew, un wo nu glief
 De Rükens krupen rut?
 As ob se sülvsten up sid piect,
 Un nu de Snabel rute kickt?
 Wo lang will dat noch warn,
 Is grön de heel oll Garn.

So licht ward mi dat un vergnögt;
 Ick weet nich, wat ick mücht,
 As ob da wat in mi sid rögt,
 Wat Flinken hett un flüggt;
 So heet wat mi dat in 't Geslöt,
 As ob ick sülm givn Knuppens schöt,
 As wir noch halw in Drom ick
 Un ok sonn Art vun Bom ick. **)

*) hento = hinzu; harr = hätte; lücht = leuchtet; bicht = gebeichtet.

**) Bek un Söll = Bäche und Teiche; nu he orig slapen = jetzt, wo er ordentlich geschlafen (ausgeschlafen) hat; tenz = dort unten; Blär = Blätter; verseten = versäumt; Knuppens = Knospen; warn = wahren; heel = ganz; Flinken = Flügel; sülm = selbst.

Nach dem Mai und der Pfingstzeit sind zwei hübsche Gedichte gewidmet (Maian und Pingen); die Pracht des Sommers aber schaut der Dichter von einem Berge aus: vor seinen Augen dehnen sich die weiten Kornfelder und „dampfen in ihrer Blüte,“ während von den gemähten Wiesen ein frischer, süßer Duft herweht (Baben up 'n Barg, S. 91). In solchen hochpoetischen Landschafts- und Stimmungsbildern zeigt sich Brinckmans höchste Kraft und Kunst. Er schreibt dabei aber keineswegs die Natur ab, etwa in Matthiassonscher Weise, sondern weiß in seine Gemälde mit großem Geschick menschliche Empfindung hineinzuwoben, besonders durch seine ganz einzigen Vergleiche. Man lese z. B. das Gedicht:

In Mandſchin

Dat ute Dat de Mand da fiedt,
 As 'ne Dien äwern Tun, de fied grient,
 Ehr Hochtidskinn uppe Blek hett priekt
 Un ehr Hemd twelt uppe Lin.

Dat Dörp liggt still up de wite Plan,
 As Farken in't Krümmstroh;
 Un deb da freigen nich en Hahn,
 Denn wüht keen Minsch dat jo.

Un güng da nich noch ründ 'ne Lücht,
 Bi 't Behhus lant de Dämm, —
 Harr Fadenholt de Hof mi dücht
 Un de Katens utwart Stämm. *)

Achte in 't Holt (S. 70) vergleicht den Wald mit einer Kirche. Die Bäume stehen und schweigen, wie wenn von seiner Kanzel der Priester heruntersteigt und nun vor dem Altar steht und singt: das ist die süße Nachtigall, deren Lied so das Herz ergreift, daß man still beten möchte; durch die Kronen der hohen alten Eichen aber geht es „as Kur un Örgelton.“ Ähnlich giebt Mirrn inne Nacht einen Cyclus von vierzehn kleinen, zweistrophigen Liedern und Bildern, in deren Mittelpunkt die Nacht mit ihrem düstern, geheimnisvollen Zauber steht. Die gleiche Färbung und der gleiche Rhythmus wirken etwas eintönig und einschläfernd, was jedoch beabsichtigt sein mag; sonst würde man sich vielleicht hie und da an Klaus Groths Dünzens (Schnurren, dann kleine Lieder) erinnern fühlen. Aber Brinckman hat auch frische, lustige Stimmungsbilder, und gerade der oben so feierlich geschilderte Wald hat ihn auch zu einem allerliebsten Scherzgedicht angeregt, das uns in vortrefflicher Lautmalerei ein prächtiges Waldkonzert bietet:

*) Dat = Nebel; fied grient = sich freut; Blek = Bleiche; prieken = mit kleinen Pflocken feststecken; twelen = bleichen (eigentlich waschen); Krümmstroh = kürzeres Stroh zum Streuen; Lücht = Licht, Laterne; utwart = ausgerodet.

Grotmüler

In 't Holt da de Grotmüler,
Wat hew de da to Kop?
Kukuf un Bagel Bülow,
De zaustern sid tohop.

De kräkeln sid tofamen,
Wen beter um se kann;
Un wenn to Emm se kamen,
Denn fang' se wedder an.

Kukuf! Kukuf! so kreist dat,
Kukuf! Kukuf! — denn so
Gens Bü—bü—bülow! fleut dat,
Bü—bülow! Bü—bülow.

De Kukuf hadd nich swegen,
Hadd ginn dat letzte Wurt;
He hett sid heesch all schregen
Un kukuf immer furt.

Dat fehlt man, dat de Geister noch
Tscharkt mantedörch, tschitscharkt;
Nurdunk, Dompap un Kreih se noch
Damank körrt, schalkt un karft.

Dat fehlt man, dat Duadug un Pogg
In 't Brok damanken quatt, —
Denn wiren se doch all in'n Tog,
De dat Vergnügen maft.

De hogen Böm, de schürren
Ehr Köpp verdreestlich all,
As wenn se dow noch würren
Wenn dat nich uphürt ball.*)

Auch aus dem Landleben zur Zeit der Ernte erhalten wir ein hübsches Genrebild in Achte de Hock: der Mäher hat es sich mit seiner Grete hinter einem Garbenstand bequem gemacht und verzehrt dort, gegen Wind und Sonne geschützt, zunächst sein Mittagbrot, nachher entwickelt sich eine kleine Liebeszene: Un süht dat de Lünk (Sperling) ok, de lacht sid dabi und denkt sacht: dat künn 'k (könnte ich) noch flinker as ji (ihr)! Den Abendfrieden im Dorf schildert ein Gedicht, das den Titel Posteljon trägt: der Küster „stößt“ die Betglocke zum Zeichen des Feierabends — nur ein Rätner dengelt noch seine Sense, und der Schmied arbeitet noch mit funkensprühenden Schlägen an einer Egge; da erklingt plötzlich von der Landstraße her das Lied des Postillons, der von Schleswig-Holstein stammverwandt, von dem Gefion und den Döppler Schanzen bläst. Der Ton des Ganzen erinnert an Lenaus berühmten Postillon; doch ist das Bild der sabbatlichen Dorfruhe sehr anheimelnd, während der patriotische Schluß das Gedicht zugleich in eine höhere Sphäre hebt.

Die drei eigentlichen Meisterstücke Brindmans aber sind: Firabend, Regenwere (Regenwetter) und De Kronen (Kraniche), die nicht nur wegen ihres Inhalts und ihres breiten epischen Tones, sondern schon äußerlich wegen ihres besondern Vermaßes zusammengehören. Sie sind nämlich im fünfzügigen Sambus geschrieben, den Klaus Groth in die plattdeutsche Litteratur

*) Grotmüler = Großmäuler; to Kop hebben = mit einander etwas haben; zaustern = zanken; kräkeln = krakehlen; heesch = heiser; Geister = Holzhäher; Nurdunk = Rohrdommel; Duadug = Kröte; Brok = Bruch, Sumpf; wiren in'n Tog = wären im Zuge; schürren = schüttern.

eingeführt und in den er unter andern seine köstlichen Familienbilder gefaßt hat. Aber nur die Form hat Brinckman seinem Vorgänger entlehnt; im Inhalt ist er durchaus eigentümlich und so gut wie ganz unabhängig von dem großen Hofsteiner. Zunächst der Feierabend (S. 109 ff.). In meisterhaften Vergleichen schildert uns der Dichter, wie der Nebel unten von der Wiese aufsteigt und die Sonne hinter dem Walde untergeht. Die Mägde kommen mit ihrer vollen Milchtracht unter lustigem Geplauder von der Regel (dem eingezäunten Melkplatz), auf dem Hofe wird es dann stiller und stiller, nur die Spatzen lärmen noch im Baum. Da naht die Schar der Häker (der hakenden, d. i. pflügenden Knechte) mit ihren Pferden, unter letztern der alte Fuchs, der als Vollblut und früheres Reitpferd des Junkers einst bessere Tage gesehen hat. Diese schöne Jugendzeit des alten Boß wird nun im zweiten Teil eingehend beschrieben (vgl. Reuters Memoiren eines alten Fliegenschimmels, Band 15). Die schöne Idylle der ersten Hälfte wird also in der zweiten zur lebendigen Erzählung. Dieselbe Verschmelzung eines lyrischen und eines mehr epischen Bestandteiles haben wir im Regenwetter (S. 125 ff.), während das letzte Stück: De Kronen (S. 193 ff.) rein lyrisch gehalten ist. Hier zeigt sich uns Brinckman (wie auch schon früher hie und da, z. B. in Bör Däu un Dag) als hervorragender Sänger des Herbstes, als ein niederdeutscher Lenau. Man muß den Zauber des Gedichtes, das für eine Mitteilung leider zu lang ist, selber auf sich wirken lassen, um die Berechtigung dieses Lobes zu verstehen. De Kronen trecken hoch da äwern See, so beginnt höchst wirkungsvoll jeder der fünf einzelnen Teile: das Feld ist leer und weiß von feinen, betauten Spinnweben; der Wald läßt traurig sein welches Laub hängen; grauer Nebel steigt aus den Gründen und bricht die Strahlengewalt der „in den Tod betrübten“ Sonne; lustig und mit Geschrei ziehen die Kraniche in wohlgeordneter Mannschaft von dannen; der kurzsichtige Mensch jedoch sieht und hört alle diese Mahnungen nicht.

Das alles sind Landschafts- und Stimmungsbilder von großer Schönheit und Tiefe. Nimmt man noch die edle Sprache hinzu, so dürfte klar sein, daß wir es hier mit bedeutenden Leistungen nicht nur der plattdeutschen Litteratur, sondern der deutschen Litteratur überhaupt zu thun haben. Dabei ist Brinckman — das möchte ich hier zum Schluß noch betonen — auch ein kräftiger Realist im besten Sinne, wie es das Plattdeutsche an und für sich schon verlangt und oft auch der Stoff gebietet. Am besten machen das wieder seine Gleichnisse klar, so wenn es im Regenwetter heißt:

Gen Dgenblick lett sacht de Sünm sief sehn,
 Man witt un matt süht s' ut as Melk, de keft is
 As wir s' elennig krank un harr 't koll Feuer,
 Münd ümmen Kopp 'n Kimmelsdoß sief ümbahn
 Un leg da haben in 't tweesleprig Bett

Un harr sid da bet ävern Hals inwicket
 Un mücht vun nicks un heel un gar nicks weeten.
 Denn eens denn rögt sid haben da de Dat
 Un rullt sid rüm un dreiht un warvelt sid,
 As ob de krank Sünn sid eens rümmer smeet,
 Dat mit de Gitt freeg un wull blot sid stangeln.*)

Der Vergleich der Sonne mit einer zahnkranke Frau, die sich das bekannte große Tuch umgewickelt hat, läßt jedenfalls an Realismus nichts zu wünschen übrig und geht noch über die bekannte Stelle bei Hebel hinaus, wo sich die Sonne mit einer Wolke den Schweiß abwischt. Die kunstvolle Durchführung im einzelnen beschämt dann aber wieder unsre Modernen. Den Schluß möge der Anfang des Feierabends bilden, wo ein realistischer und idealer Vergleich einträchtig neben einander stehen, zum Beweise dafür, daß der echte Dichter alle Gegenfäße in sich vereint:

De Dat de dampft da ünner uppe Wisch,
 Grad as sonn heet un vull Grüttschöttel deiht,
 De uppen Disch de Lüdkätsch drägen ded
 To Nachkost för de Knechts un Dirns un all,
 Wat füs een Necht noch anne Lüdstüw hett.
 De Sünn geiht nu to Rüst fort achtern Wald,
 Hängt hell un blank da as 'n güllen Appel
 Un sonn Kinnjesbom deiht, wenn Klingglas künmt,
 Ut düstre Kammer in de helllicht Dönsk
 De Hören röppt to 'n blanken Dannerbom
 Mit Fibel, Klapperknarr un Honigfoken,
 Kukul, Nätkacker, Popp un Hampeljochen.
 Sonn Firabend is sonn Art Kinnjes
 För wen em recht nünmt; un wenn all de Stiern
 Da haben rutkam' een bi een un blänkern,
 Denn is dat grad so as sonn Dannerbom
 Mit Gold un Sülwer, Wasstock, güllen Appels
 Un Päpernat ok, denn de Rauch smeet för
 Nah jede Luft un Arbeit.**)

Unser Gesamturteil kann nur dahin lauten, daß Klaus Groth in der plattdeutschen Liederdichtung mit genialer Sicherheit den richtigen Ton angegeben hat und deswegen unbedingt als der Führer und das Haupt der niederdeutschen Dichterschule zu betrachten ist, wenn wir diesen Ausdruck einmal gebrauchen wollen: er hat in der That Schule gemacht, und viele von seinen Nachgängern

*) Kimmeldoß = Tuch gegen Zahnschmerzen; leg = läge; warvelt = wirbelt; sid rümmer smeet = sich auf die andre Seite wüfse; sid blot stangeln = sich bloß machen.

**) Grüttschöttel = Schüssel mit Grütze; Lüdkätsch = Leutekätsch; Kinnjes = Christkind; Kinnjesbom = Christbaum, Weihnachtsbaum; Klingglas = Knecht Ruprecht; de helllicht Dönsk = die hellerleuchtete Wohnstube.

mögen sich nicht weit über die Nachahmer erheben, die z. B. auch Heine mit seinem Ton gehabt hat. Aber von dieser Schar unterscheidet sich Brinckman doch wesentlich, und wenn er auch nicht unbedingt in der ersten Reihe steht, so hat er doch in seinen kleinen Liedern und besonders in seinen Landschafts- und Stimmungsbildern so viel eigenartiges und schönes geschaffen, daß er die ihn allmählich überschattende Vergessenheit nicht verdient. Er hat nach seinem Meister einen besondern Zweig der lyrischen Dichtung so hervorragend gepflegt und mit Hilfe einer edeln Sprache und einer großartigen Weise, die Dinge zu erfassen und zu vergleichen, so ausgebildet, daß er auf diesem Gebiete fast ein Meister seines Meisters geworden ist.

Die profaischen Werke Brinckmans in plattdeutscher Sprache liegen in drei Bänden vor: 1. Kleine Erzählungen (Boß un Swinegel, Höger up, Mottche Spinkus un de Pelz, de General-Reeder, Peter Lurenz bi Abukir), 3. Auflage, Klostock, Werther, 1895; 2. Un' Herrgott up Reisen (mit einem neuen Titelblatt versehen und als neue billige Ausgabe bezeichnet, ebenda, 1894); und 3. Kasper-Ohm un ick (besgl. 5. Auflage, 1894).

Beginnen wir mit den kleinern Erzählungen.

Mit Recht behauptet Adolf Wilbrandt in seiner vortrefflichen Biographie Reuters, wie den Italiener die *conversazione*, den Perser und Araber der Vortrag seiner phantastischen Märchen beglücke, so sei des Mecklenburgers Urbehagen, drollige „Geschichten“ erzählen zu hören — sie mögen so alt sein, wie sie wollen, jedermann möge sie kennen: der lebendige, künstlerisch-humoristische Vortrag mache sie neu. Dazu kommt, daß der Mecklenburger als solcher auch ein angebornes Talent hat, Kleinigkeiten behaglich und plastisch zu gestalten. Schon die Art, wie er die Dinge sieht und, wenn sie ihm ferner liegen, in seine Sphäre hinein- oder hinabzieht, wirkt überaus komisch und ist auch bei untergeordneten Personen drastisch-humoristisch. So entsinne ich mich deutlich, welches fast künstlerische Vergnügen es mir vor einigen Jahren machte, als ein übrigens nicht gerade angenehmer und sonst unbedeutender Versicherungsagent, der aus Mecklenburg stammte, sich mir gegenüber in höchst naiver Weise über die Bedenklichkeiten der Schöpfungswunder ausließ. In Reuters freilich nicht gleichwertigen, aber doch immer noch nicht genug gewürdigten Läuschen un Rimels feiert diese Nationaleigenschaft der Mecklenburger ihre Triumphe. Aber auch Brinckman besitzt sie in ganz hervorragendem Maße; das zeigt — abgesehen von einzelnen, oben kurz hervorgehobnen Gedichten — gleich sein Läuschen: Boß un Swinegel ore dat Brüden geiht üm (das Recken geht um = wie du mir, so ick dir).

Die kleine Erzählung ist breiter und kunstvoller angelegt als die meisten in Reuters Läuschen un Rimels. Sie führt uns zunächst in einen Dorfkrug, wo die Leute eines „richtigen“ Edelmannes zusammen mit den Honoratioren des Dorfes das Erntefest feiern. Während die Knechte und Mägde bei an-

spruchsloser Musik fröhlich tanzen, sitzen die Vornehmern im Herrenstüble um den eichenen Tisch und sprechen von diesem und jenem, bis der eine von den Hofbauern den Schulmeister Sürren schließlich zur Erzählung einer seiner Geschichten auffordert. Diese beginnt mit der längern und meisterhaften Schilderung eines Novembertages, die denen in Brinckmans Gedichten ähnlich ist, und führt dann aus, wie der Fuchs vergeblich den Dohnensteig durchgeht, dann einen Hasen fängt und endlich zur Mergelgrube kommt, an dessen Ufer der Schweinigel an einem Maufelknochen nagt. Nach Anknüpfung eines harmlosen Gesprächs will er diesen heimtückisch überfallen, aber das mißglückt ihm, denn der Igel rollt sich schnell zusammen. Der Fuchs wirft ihn deshalb ins Wasser, wo der Arme ängstlich umherschwimmt und flehentlich um Gnade bittet. Schon drohen ihn seine letzten Kräfte zu verlassen, da ist der Fuchs plötzlich verschwunden: er hat den Edelmann mit Sägern, Tagelöhnern und Hunden kommen sehen und darum eilig den Rückzug in seinen Bau angetreten. Während nun der Gutbesitzer mit seinen Leuten den Fuchs auszugraben anfängt, reißt in dem mißhandelten Igel ein Racheplan, und der Fuchs findet, als er sich schließlich durch seine neue Notröhre davon machen will, die Öffnung durch den Stachelknäuel seines Gegners verstopft. Er muß zurück und wird dann bei seinem Ausbruch durch die Hauptröhre erschossen. Der Schluß giebt einige Betrachtungen der Anwesenden über das Gehörte und die Beendigung des Festes. Der Kern des Ganzen ist natürlich die Tiergeschichte, und ihre lebendige Durchführung zeigt nicht bloß die ausgezeichnete Beobachtungsgabe des Dichters, sondern im allgemeinen auch die alte Vorliebe der Niederdeutschen für diese Gattung, die von dem alten Tierepos bis herab auf Reuters Hanne Nüte gut vertreten ist. Die Anekdote selber gipfelt in dem Racheakt, und in diesem liegt zugleich auch der Humor; ein hübscher Rahmen aber schließt das Geschichtchen kunstvoll ein, sodaß das Ganze wie ein kleines Kabinettstück wirkt.

Das zweite und größere Läusehen: Mottche Spinkus un de Pelz berichtet von einem drolligen Vorkommnis in Dämelows Sudentreisen und schildert gleichzeitig zwei nationale Eigenschaften der Semiten, ihre Kindesliebe und ihren Handels- und Schachergeist. Bei feierlicher Begehung des Purimfestes in der Synagoge wird der Schächter der Gemeinde Mottche Spinkus infolge der großen Kälte und seines schadhaften alten Kutschermantels, den er sich vor vielen Jahren auf einer Auktion gekauft hat, ohnmächtig. Seine Söhne, Simon und Heimann, bringen ihn nach Hause und stellen ihn dort mit liebevollster Fürsorge leidlich wieder her; aber sie haben auch erkannt, daß es mit der mangelhaften Livree unmöglich so weitergehen kann. Freilich hat jeder von ihnen dem Alten früher schon das Doppelte für die greuliche Schabracke geboten, aber das Ehrgefühl des Vaters hat sich dagegen gesträubt, von seinen Kindern etwas anzunehmen. Nun kommt dem Heimann, der in Wolle spekulirt

hat und augenblicklich stark in der Klemme sitzt, ein guter Gedanke: er will, wenn „die Wolle staigt und er geht aus schadensfrei und noch darüber,“ dem Vater einen Pelz kaufen und ihm diesen „anstellen zu Schleuderpreis, zu Rampspreis.“ Simon, der mit den Österreichern, den Metalliks, in ähnlicher Weise festsetzt, hat die gleiche Absicht, wenn seine Papiere in die Höhe gehen. Und wirklich, Wolle und Papiere steigen, aber nun wartet natürlich Heimann auf Simon und Simon auf Heimann, bis sich dann endlich Heimann ohne Vorwissen seines Bruders entschließt und einen Pelz für sechzig Thaler erstekt, den er seinem Vater für zehn Thaler verkauft. Jetzt erwacht in dem alten Spinkus (spinkuliren = spekuliren) der alte, längst begrabne Handelsgeist, und er verschachert den Pelz für fünfzehn Thaler an den Halsabschneider Jakob Knotenheimer. Ebenso macht er es mit dem Pelz, den ihm am andern Tage schließlich auch Simon bringt. Die Brüder haben dann die zweifelhafte Freude, beim Lauberhüttenfest ihren Vater in seinem alten, schauerhaften Mantel, ihre beiden persönlichen Feinde aber, Joel Herz und den graußen Kommissionsrat Lazarus, die über den schäßigen Aufzug des alten Spinkus stets gespottet haben, in den von Jakob Knotenheimer billig erstandnen neuen Pelzen zu sehen.

Wie man sieht, ist die Geschichte nicht semitenfeindlich; versichert doch Brinckman ohnehin gleich zu Anfang, daß er die Juden und ihren Ritus nicht schlecht zu machen beabsichtige, und spielt doch gerade der ungläubige und allein im Tempel fehlende Jakob Knotenheimer die schlimmste Rolle, er, der den Grundsatz hat: Allens for das Geschäft! Krieg ich es nich von die Dodigen, nehm ich es von die Lebendigen, Gott soll mer strofen! Aber wer will es Brinckman verübeln, daß er die komischen Seiten des Judentums für seine Zwecke verwertet, und daß er im besondern die missingsche Judensprache mit großer Kleinkunst humoristisch wiedergegeben hat? Auch sonst finden sich manche komischen Einzelheiten, wenn z. B. der Doktor Ascher, „was ist gekommen aigens dazu her,“ in seiner Predigt am Purimfeste mit dem zweiten Drachen den ihm unsympathischen Oberkirchenrat meinen und treffen möchte, sich aber so vorsichtig dabei ausdrückt, daß ihn (abgesehen von dem schlauen Kommissionsrat) keiner versteht. Jedenfalls liest sich diese Erzählung gut und wirkt mit ihren vielen humoristischen Lichtern komischer als der ernste und gemessene Woz.

Interessant ist es, daß Reuter dieselbe Anekdote im zweiten Bande seiner Läusehen und Rimels (En Schmu, S. 176 ff.) bearbeitet hat, und zwar mit recht bezeichnenden Unterschieden. Der alte Moses ist zwar ein großer Geizhals, aber im ganzen doch eine ehrliche Haut. Anders seine vier Söhne, die sich mit größern Spekulationen beschäftigen und außerdem in höherer Bildung machen. Da sie nun auch Gesellschaften geben, so kann es ihnen nicht angenehm sein, daß sich ihr Vater dabei in seiner alten, schmutzigen Jacke den Gästen darstellt.

Benjamin kommt deshalb auf den Gedanken, einen neuen Rock für neun Thaler zu kaufen und ihn dann dem Alten für zwei Thaler zu verhandeln. Gesagt, gethan. Moses geht fort, kehrt aber bald wieder zurück und händigt seinem verwunderten Jüngsten zwei Thaler ein: „Sch kriegte vier, zwei dir, zwei mir, mag Gott uns oft so'n Rebbes geben.“ Wir haben hier eine ganz andre, niedrigere Sphäre. Auch sonst steht Brinckmans kunstvoll angelegte und fein durchgearbeitete Erzählung höher als die rascher und flüchtiger hingeworfne Anekdote Reuters. Man sieht, daß zwischen Läschen und Läschen doch ein Unterschied ist, und daß es Brinckman an ernstem Willen und tieferer künstlerischer Auffassung nicht gefehlt hat. Reuter erdrückte dann freilich mit der Leichtigkeit seines Schaffens und der Masse seiner Stoffe und Einfälle seinen Nebenbuhler schließlich auch auf diesem Gebiet.

Die dritte Geschichte Brinckmans ist Peter Lorenz bi Abukir. Über die Person seines Helden giebt uns der Dichter selber in einer ziemlich ausführlichen Einleitung Auskunft. Darnach ist Peter Lorenz ein in den dreißiger Jahren verstorbner Schiffskapitän in Rostock gewesen, der zwar viel von der Welt gesehen hatte, aber doch keine wahre Bildung und keinen sittlichen Gehalt hatte. Darum begann er auch sich selbst mit allen Haupt- und Staatsaktionen seiner Zeit in Verbindung zu bringen und konzentrierte zuletzt die ganze Politik ausschließlich um seine Person. Er war eine Art von politischem Münchhausen und hatte sich in seinem eignen Ideenkreise so festgelogen, daß er an sich selber glaubte. Die ungeheuerlichen Geschichten, die er namentlich in der Seemannskneipe „Norwegen“ alten Berufsgenossen vorzutragen pflegte, erregten bald in weitem Kreise Aufsehen und wurden auch litterarisch verwertet, besonders die beiden Histörchen, einmal wie der König von Dänemark seiner Gemahlin zuruft: „Mariken, stah drift up un baad Peter Lorenz en Paankauken (Pfannkuchen); hei het't hild (eilig)!“ — und dann die Schlacht bei Austerlitz, wo Peter Lorenz mit 25 000 Mann Kavallerie, 100 Trompeter voraus, in die Russen und Oesterreicher „hineinramentet“ und den Tag zu Gunsten seines Freundes und Duzbruders Napoleon entscheidet. Zu diesen gesellt sich nun als drittes das Läschen von Peter Lorenz bei Abukir. Peter Lorenz hat sich diesmal bei dem Brauer Bloch eingefunden, auch einem originellen Kauz, und erzählt diesem zunächst von der großen Erfindung, die er vor Jahren bei einer den ganzen Winter hindurch währenden Beschäftigung mit der Nautik gemacht habe, nämlich von seiner „horizontalen Peilung und dem submarinen Pegel mit den dummelten Sneller.“ Der Nutzen dieser gewaltigen Neuerung, durch die „die Navigation mit einem gewaltigen Ruck gleich ein paar Jahrhunderte vorwärts geschoben worden ist,“ sollte sich bei Abukir zeigen. Peter Lorenz befand sich um die Zeit als Superkargo (kaufmännischer Bevollmächtigter des Eigentümers) gerade auf der Naatje (Traubenrosinen von Smyrna nach Rotterdam bringen sollte, als

erst das französische Geschwader und dann die Flotte der Engländer in Sicht kam. Den Engländern gab ihr guter Geist ein, ein Schiffsboot zur Raatje Raatje zu schicken; Lorenz muß, als der einzigste, der an Bord englisch kann, die Verhandlungen mit dem Leutnant führen, nennt seinen Namen und wird nun sofort als der berühmte Peter Lorenz aus Moskau nach dem Admiralschiff mitgenommen. Dort wird er mit den üblichen militärischen Ehren, mit Hule Britannia und mit Hurras begrüßt, und Nelson, der die läbliche Ansicht hat, alle großen Männer sollten Duzbrüder sein, bietet ihm denn auch gleich bei dem aus Chesterkäse und Portwein bestehenden Frühstück Brüderschaft an. Es folgt dann der erste Kriegsrat, auf dem Nelson seinen dreizehn Postkapitänen erklärt, daß Peter Lorenz ihm „von diesem Augenblick an koordinirt“ sei. Dafür verrät ihm der die Nähe und Stärke der Franzosen. Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht sieht Peter mit geheimnisvoller Hilfe der horizontalen Peilung die französische Flotte zuerst. Nelson, der übrigens wie ein echter Seemann auch Tabak kaut, hält thörichterweise das Glas vor sein totes Auge, bis ihn Freund Peter auf sein Versehen aufmerksam macht. Neuer Kriegsrat, auf dem Peter Lorenz darthut, daß man das französische Zentrum im Leben nicht durchbrechen könne, daß man den Franzmann im Gegenteil von hinten fassen müsse, und das sei auch möglich, da er, Lorenz, die ganze Küste von Abukir horizontal und submarin abzupeilen Gelegenheit gehabt habe. Die Schilderung der Schlacht selber ist sehr kurz, das französische Admiralschiff wird in die Luft gesprengt, Nelson aber im letzten Augenblick noch verwundet, obgleich sich bei Beginn des Treffens Peter Lorenz mit großartiger Aufopferung so gestellt hat, daß er fast den ganzen Körper Nelsons deckt. Am nächsten Tage diktiert dieser seinem Freunde den Rapport der Schlacht, aber Peter Lorenz sträubt sich mit der Bescheidenheit aller wahrhaft großen Männer dagegen, daß sein Name als der des wirklichen Siegers genannt werde, lehnt den Adel, eine Dotation, kurz jegliche Belohnung ab und erlaubt Nelson nur, ihm später einen feinen Peilstock aus Ebenholz und Elfenbein nach seiner eignen Konstruktion zu schenken; die Widmung: In memory of Abukir Nelsonius Laurentio suo besagt ja alles. Er kehrt dann zur Raatje Raatje zurück — anspruchslos wie Cincinnatus zum Pfluge.

Das Ganze ist, wie man sieht, ein maßloses Lügengewebe; aber in dieser fast wahnwitzigen Ausschneiderei liegt doch Methode und auch eine Art von Humor, ein Humor, der, wie Brindman selber sagt, das Ungeheure als Bagatelle faßt. Ein vorzüglicher Dialog sucht diesen im kleinen und einzelnen zu stützen; so wirken die mannichfachen Unterbrechungen der Haupterzählung durch allerlei Klatschereien schon komisch, wie denn überhaupt die wunderliche und enge Philisterseele Blocks einen wirksamen Gegensatz zu dem großartigen Lügner bildet. Drollig sind auch Peter Lorenzens Gewissensbisse (er will zuerst durchaus wieder zur Raatje Raatje zurück), drollig seine Ausrufe und

Beteuerungen wie: „Gott fall mi 'n Thaler schenken,“ drollig auch die Schilderung des französischen Admiralschiffes, dessen Wimpel so lang ist wie von Dover bis Calais — „hei mag of ne Ell oder so förter west sin, Herr Block.“ Dies alles kann uns aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir es mit einer fast krankhaften Erscheinung, mit einem prahlerischen Lügenbold zu thun haben. Unser Interesse ist nach dem Schluß der Geschichte eigentlich nur noch psychiatrisch; wir haben kein inneres Verhältnis zu diesem Manne gewonnen, der mit halb wahnsinnigem Egoismus nur eine einzige wirklich große Person auf der Erde und in der Weltgeschichte kennt. Das ist der Grund- und Anlagefehler in Brindmans Erzählung, die auch nicht mehr ein eigentliches Täuschen genannt werden kann — obgleich Täuschen gerade mit Lügen zusammenhängt —, denn dafür ist sie bei ihren fast 60 Seiten doch zu lang.

(Schluß folgt)



Altbairische Wanderungen

1



On allen deutschen Flüssen ist der Inn dem Rhein am ähnlichsten. In seinem Steingrau schimmert selbst bei hohem Wasserstand das Grün aus den Wellenkämmen. Wenn sich dazu in jedem Wellenthälchen das Blau des Himmels spiegelt, so giebt das vielfache Dämpfen und halbunterdrückte Leuchten von Grün und Blau eine herrliche Farbenmischung, die echt „alpin“ ist. Im Winter sinkt der Wasserstand des Inn, wie aller Gletschergebirgen, dann schlägt sich alles Grau nieder, und der Fluß wird immer dünner, klarer und leuchtender. Ein wunderbares Bild, wie beim Nachlassen der Regengüsse und Schneeschmelzen im Gebirge das Grün und Blau der Alpenseen und Gletscherspalten in die oft stundenbreiten, mit weißem Kies bestreuten Flußbetten der bairischen Hochebene herabsteigt! Es erinnert daran, wie die Sonne aus den Dolomitacken der Alpen das Steinerner gewissermaßen ausglüht, sodaß sie nur noch Farbe und Licht sind. Dann sind von der Iller bis zum Inn die Bänder sichtbar, die das obere Donauland mit den Alpen verknüpfen, und bei Passau schürzt sich ein wahrer Flußknoten. Blicken wir von der Schwelle des herrlich erneuten Passauer Domes hinab, so sehen wir, wie sich der klare, grüne Inn mit der trüben, gelblichen Donau und dem dunkeln Waldwasser